

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstochter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Heinz Kessler aber ward noch lebendiger in seiner Unterhaltung. Er fühlte jenes geheimnisvolle Ueberströmen von ihr zu ihm und zurück; wie es zwei Menschen empfinden, oft gleich beim ersten Begegnen. Jenes instinktive, aber untrügliche Gefühl, einander zu gefallen; ein Ahnen von Dingen, die da kommen werden. Und so kam in seine ganze Haltung, in seinen Ton eine leise Vertraulichkeit.

Miezi Molnar duldete es ohne Bedenken, ja, gab sich auch ihrerseits dem geheimnisvollen Reiz dieser ersten, allerleisesten Wechselbeziehungen hin. Aber sie ließ dabei die Umwelt nicht so außer acht wie er. Und so sagte sie ihm plötzlich halblaut, mit einem gedämpften Warnen im Ton, aber ihn dabei ganz unbefangen anlachend:

„Sie — i glaub', Ihre Frau Gen' Lin hat Sehnsucht noch Ihnen. Sie schaut allweil so her.“

„Meine Frau?“ und er bog sich unwillkürlich etwas zurück von ihr.

„Ja, das ist doch die Dame dort bei dem Larin seiner Frau — die schlanke Brünette. Uebrigens a ganz an apartes Gesicht. I moach Ihnen mein Kompliment, Herr Kessler.“

Und sie blihte ihn jetzt an, mit leiser Schelmerei.

Aber seine Stirn umwölkte sich, und er erwiderte nichts. Langsam lehrte er sich jetzt doch nach Gerda um. Er sah einen Moment noch ihr Antlitz zu ihnen beiden hergewandt, mit einem ernsten Ausdruck. Nun aber blickte sie fort, in den Kreis der Damen drüben hinein.

Da stand er auf, doch nur widerstrebend, und blihte jetzt auf Miezi Molnar nieder. Sie sah vor ihm mit ihrem unschuldigsten Lächeln und spielte mit ihrem Fächer.

„In der Tat, meine Frau scheint sich zu langweilen. Ich muß wohl mal hinüber. Aber sagen Sie — wann plaudern wir wieder einmal?“

Sie öffnete nur mit einem Achselzucken den Fächer. Da drängte er: „Bitte!“

„Liegt Ihnen denn wirklich gar so viel daran?“ Und fragend sahen ihn ihre Sammetaugen von unten her an.

Er antwortete nur mit einem leidenschaftlichen Zusammenpressen der Lippen. Da klappte sie langsam den Fächer wieder ineinander.

„Wollen's vielleicht amoal a Schakerl Tee bei mir trinken?“

„Wann?“

„Wann's mögen.“

„Also morgen!“

Sie lächelte wieder vor sich nieder; ganz harmlos. Aber

in ihren Augen stand ein geheimes Grinsen, als sie nun zu ihm auf sah:

„Adann, auf Biederschau — morgen.“

Und auch sie erhob sich.

Gerda und Heinz fuhren bald darauf heim. Ein paar Minuten sprachen sie nichts miteinander. Dann zog er das Zigarettenetui.

„Du erlaubst doch?“

Der Wagen war geschlossen.

Sie nickte nur, und sie schwiegen weiter, während er etwas hastig vor sich hin rauchte. Er hatte dabei ein unbehagliches Gefühl, als ob sie sich doch in Gedanken mit ihm beschäftigte. Mit ihren Beobachtungen vorhin an ihm und der Molnar.

Er hatte sich da doch wohl gleich etwas zu sehr ins Zeug gelegt. Sein leidiges Temperament! Nun war sie am Ende gar eifersüchtig — zum mindesten aber ernstlich verstimmt. Er kannte ja ihre Anschauungen. So gar kein Verständnis für die Freiheiten des Künstlers, der doch mit anderem Maß gemessen sein will als jeder x-beliebige Durchschnittsphilisther!

Er tat einen großen Zug und blies den Rauch energisch von sich. Aber dann drückte er die Zigarette im Aschenbecher der Wagentür aus. Immerhin — so etwas war doch un bequem im Hause. Solch heimliches Schmollen. Besser, man ging der Sache gleich einmal auf den Grund. Und unvermittelt richtete er plötzlich an sie die Frage:

„Du hättest es wohl lieber gesehen, wenn ich mich nicht mit der Molnar unterhalten hätte?“

„O — wenn du doch einmal Gefallen an ihrer Unterhaltung findest.“

Er biß sich auf die Lippen. In ihrem Ton lag so viel Geringschätzung.

„Was hast du eigentlich an ihr auszusehen?“

Es klang herrisch. Da wandte sie ihm den Kopf zu, mit einem großen, erstaunten Blick, und erwiderte nur:

„Ich glaube kaum, daß es Zived hat, uns darüber zu unterhalten. Du würdest mich doch nicht verstehen.“

Und wieder wehte es ihn aus ihren Worten an wie ein frostiger Hauch. Diesmal galt es ihm selber.

Heiß schoß es ihm in die Schläfe.

„Nun, wie es dir beliebt.“

Er warf sich, ihr abgekehrt, in die Wagenede. Kein Wort fiel mehr zwischen ihnen auf der ganzen weiteren Fahrt.

Seitdem war Gerda Kessler noch viel einsamer als vorher. Ihr Mann ging ihr offenbar aus dem Wege, anstatt er sich bemüht hätte, ihr wieder näherzukommen. Selbst an den Nachmittagen war er jetzt immer aus dem Hause.

Der Winter hatte inzwischen Einzug gehalten. Es war sogar ein anhaltender, starker Frost eingetreten. Selbst

die Natureisbahnen waren heute eröffnet worden. Und die lachende Sonne lodte hinaus zu dem erfrischenden, frohen Sport draußen im Tiergarten.

Auch über Gerda war da ein Sehnen gekommen, der Trübsal um sie her zu entfliehen. Das Schlittschuhlaufen war ihr früher in Ellerstedt ja immer die liebste Winterfreude gewesen. Und so hatte denn auch sie heute den Weg zum Neuen See gefunden, gleich so vielen anderen, die einmal der Stubenluft enttrinnen wollten.

Aber der Besuch der Bahn hatte sie stark enttäuscht. Wohl war da um sie her ein frohes Gewühl: Tausende von Menschen mit frischen, strahlenden Mienen, die sich nach den Klängen des Orchesters im Laufe wiegten. Aber alles Paare oder größere Gruppen. Keiner lief für sich. Nur sie war sich selbst überlassen; sie allein war ausgenommen von dieser großen Fröhlichkeit.

Und nie war das Gefühl der Verlassenheit stärker in Gerda gewesen, als hier in dieser tausendköpfigen Menge. Das war wie das Leben: kalt und fühllos. Keiner von denen, die da glücklich waren, fragte nach dem Einsamen, der abseits stand.

So stark ward schließlich das Empfinden, so quälend, daß Gerda sich plötzlich abzuwenden ließ. Sie mußte fort von hier, sollte es nicht über sie kommen — ein haltloses Zusammenbrechen.

In der Dämmerung des frühen Winterabends schritt die junge Frau so langsam durch den Tiergarten dahin. Den Kopf gesenkt, die Hände in dem Muff vergraben.

So ging sie wieder heim.

Heim — gab es das für sie?

Warum war sie eigentlich da in dem Hause, an der Seite des Mannes, dem sie so gar nichts war im Grunde?

Und weiter noch ging dies trostlose Sichselbstbefragen. Rückwärts — ganz bis zum Anfang.

War sie Heinz wohl überhaupt je etwas gewesen? In Wahrheit. Hatten im Grunde nicht damals bloß seine Sinne nach ihr begehrt? Und nun, wo der Rausch verflogen, stand da vor ihnen beiden die frostige, kahle Erkenntnis: sie hatten nichts Tieferes gemein miteinander. Nichts, was den Baugrund einer wirklichen Ehe abgegeben hätte.

Ja — sie konnte das Auge nicht mehr vor dieser Erkenntnis verschließen. Und unabweisbar, als Schlußglied der Kette, drängte sich zu diesen Fragen noch eine letzte:

Hatte dann aber dies alles noch Sinn? Daß sie bei ihm blieb, dem sie im Innersten fremd war? War diese Gemeinschaft nicht vielmehr entwürdigend?

So ganz war Gerda in ihre Gedanken versunken, daß sie an einer Biegung des Weges, der sie noch immer längs des Seeufers hinführte, fast auf einen Herrn gestoßen wäre — einen Offizier, der ihr langsam entgegenkam; seinerseits wohl in den Anblick des Treibens drunten auf der Eisfläche vertieft, über dem jetzt das bläuliche Licht der Vogenlampen aufgeflammt war.

„Pardon!“

Und der Offizier wollte dienstfertig beiseite treten, aber da erkannten sich beide. Nyllburg stand ihr gegenüber.

„Sie —!“

Es entfuhr ihm ganz bestürzt. So dicht hatte er plötzlich vor ihr gestanden, ganz unvermutet. Das hatte er ja nicht erwartet, als er heute wie immer den gewohnten Nachmittagsspaziergang in den Tiergarten angetreten hatte.

Gerda nickte nur, aber ihre Hand blieb im Muff.

Sein Anblick löste all die Bitterkeit in ihr, die sich allmählich gegen ihn angehäuft hatte. Daß auch er es gemacht wie all die anderen — sich vorsichtig und kühl zurückgezogen hatte von einem Verkehr, der nicht mehr gut „möglich“ war.

Er merkte wohl, daß da etwas in ihr vorging. Aber zu sehr war er noch mit sich selber beschäftigt, daß er erst ihr gegenüber wieder den ruhigen Ton fand. So trat er denn nur neben sie, die weitergehen wollte, um sich ihr anzuschließen, aber sprach noch nichts. Doch da hörte er sie plötzlich sagen:

„Bitte, tun Sie sich keinen Zwang an — Sie gehen vielleicht lieber allein.“

So herb klang das, so bitter, daß er aufhorchte.

„Gnädige Frau!“ Und nun, als er beim matten Schein des Lichtes drüben ihr blaßes Gesicht sah, in dem trotz aller Startheit doch die Erregung zitterte, forschte er betroffen: „Was haben Sie gegen mich?“

„Bedarf es noch der Worte? Ist Ihr Fernbleiben nicht schon Erklärung genug?“

„Wie — Sie könnten glauben —? Das glauben?“

Mit einem Male begriff er. Der tödlich verletzte Stolz sprach ja zu beredt aus ihren Zügen. Und nochmals tat er da seine Frage.

„Wie konnten Sie das glauben von mir!“

Aber sie schüttelte den Kopf, ohne ihn anzubliden.

„Geben Sie sich doch nur keine Mühe — aus Mitleid! Sie täuschen mich nicht.“

Da blieb er stehen. Es war an einer stillen Stelle des Weges, der hier vom offenen Seeufer abwich, und vorgelegertes Buschwerk warf seine Schatten über sie.

„Frau Gerda —!“ zum erstenmal drängte sich ihm wieder der einst so vertraute Name über seine Lippen — „da Sie mich denn zwingen — wollen Sie wissen, warum ich nicht kam?“

Sie sah jetzt doch zu ihm auf. In seiner Stimme eben, da war so etwas —, und es überrann sie plötzlich. Ein Erinnern: damals — als er so jäh nach ihren Händen gegriffen hatte! Was würde er ihr zu sagen haben? Und das Herz schlug ihr mit einemmal bis in den Hals hinauf.

Nein, nein! Sie wollte es ihm zurufen und weitergehen, mit bebenden Knien; aber da hörte sie ihn schon sagen:

„Weil ich nicht durfte, Gerda — als Mann von Ehre.“

Sie schloß die Augen. Einen Moment war es, als ob ihre Gestalt schwanken wollte. Dann aber entrang es sich ihr:

„Gehen Sie — ich bitte Sie!“

Seine Augen brannten. Aus dem Dunkel leuchtete ihm ihr Antlitz entgegen — so süß in seiner Totenblässe.

„Gerda!“

Sie spürte seinen erregten Atem in ihrem Gesicht. Ein Schauer lief durch sie hin. Sie fühlte, wie die Kraft von ihr weichen wollte. Da sah sie zu ihm auf — ein Stehen, ein Beschwören.

Ein Blick, den er nie vergessen würde. Er fühlte es — nie! Ihr ganzes Sein lag in diesem einen Blicke. Und sie legte es in seine Hand. Da hast du mich — und nun vernichte mich, wenn du nicht anders kannst.

Jeder Nerv spannte sich in ihm zum Zerreißen. Dieser Augenblick entschied ja auch über sein Leben. Dann aber plötzlich ein Ruck durch seinen ganzen Körper, und er wandte sich ab. Ein kurzes Herumwerfen. Und ohne ein Wort ging er davon. Sein eilender Schritt verhallte auf dem hartgefrorenen Boden.

Gerda entfernte sich in entgegengesetzter Richtung; fast ein Davonstürzen, ohne acht auf den Weg.

So lief sie durchs Dunkel. In ihr ganz unbekannte, nicht mehr beleuchtete Teile des großen Parkes. Aber sie merkte nichts davon. Nur das eine empfand sie: hier war sie unbeobachtet, allein mit sich. Und da stürzten ihr plötzlich die Tränen aus den Augen — heiße, verzweifelte Tränen.

Sie galten dem Manne, der sie liebte, noch immer; der nie aufgehört hatte, sie zu lieben, und dem sie verloren war.

Und galten ihr selber. Wenn sie doch ihre Natur besser erkannt hätte, damals in jener Stunde der Entscheidung! Wäre nicht jener andere Weg der richtige gewesen, den Walter Nyllburg mit ihr hatte gehen wollen? Und wenn er auch durch Entbehrungen geführt hätte — die Sonne der Liebe wäre über ihm gewesen.

Und wieder gingen die Tage hin, in dumpfem Gleichmaß. Bis dann eine Unterbrechung für Gerda kam. Peterjens waren doch noch vor Weihnachten nach Berlin gekommen. Freilich nur für ein paar Tage; Klaus hatte unerwartet hier geschäftlich zu tun und Astrid da natürlich mitgenommen.

(Fortsetzung folgt.)

Alt-Gießen.

Von Oberbibliothekar Dr. Karl Ebel.

(Nach einem am 18. März d. J. in der Vereinigung für Volkskunde gehaltenen Vortrag.)

Die Vereinigung für Volkskunde hat eine Reihe von Vorträgen über alte Städte veranstaltet: Laubach, Lauterbach, Schöps. Wenn wir heute Gießen ansähen, so besteht die Gefahr, daß ein Vergleich zwischen unserer Stadt und jenen Städtchen leicht

zu Ungunsten der ersten ausfallen kann. In kleinen Orten mit halb ländlichem Charakter erhält sich das Alte verhältnismäßig besser als in einer aufstrebenden Stadt mit modernen Verkehrsformen, die ihre Opfer fordern. Reiche Bürgergeschlechter, deren monumentale Wohn- und Geschäftshäuser diesem Prozeß erfolgreichen Widerstand hätten leisten können, hat es hier kaum gegeben. Vielleicht hängt der Mangel an Pietät für das Althergebrachte gerade mit diesem Umstand zusammen. Aber auch eine selbstbewußte Schätzung des Eigenen müssen wir schmerzlich vermissen. „Das ist nicht weit her,“ ist die stehende Bezeichnung für Minderwertiges; was auf heimischem Boden erwachsen ist, hat keinen Wert. Den vergangenen Generationen kann ich diesen Vorwurf nicht ersparen. Wie hätten sie sonst dulden können, daß man die alte Pantkrainskirche, einen verhältnismäßig stolzen gotischen Bau, beseitigte, statt sie stehen zu lassen und eine neue Kirche an eine andere Stelle zu setzen! Wie konnte das alte Kollegienhaus am Brand, ein Erzeugnis oder Renaissance, durch die entsetzliche „Zigarrenkiste“ ersetzt werden! Das Märchen von der Baufähigkeit war hier wie bei der Kirche entweder nur ein Vorwand oder doch mindestens eine sträfliche Gedankensorglosigkeit. Auch die alten Festungstürme und die alte Neufährter Stadtpforte hat man pietätlos weggerissen, und was gäben wir heute darum, wenn wir diese Zeugen einer nicht unrühmlichen Vergangenheit, die Zeugen einer Zeit, in der Gießen das stärkste Bollwerk der alten Landgrafschaft war, noch beschäßen! Nie und nimmer wären sie Hindernisse des Verkehrs geworden, ebensowenig wie in anderen Städten, die ihre alten Türme zum unschätzbaren Vorteil des Stadtbildes pietätvoll erhalten haben. Aber ein Geist des Hasses gegen das Alte schien die Bürgerschaft zu beselen. Ein höchst mangelhaftes Interesse der Regierung für die Hauptstadt des „heißigen Sibiriens“ konnte nicht als Korrektiv wirken. Es schien, als hätte man nicht schnell genug die letzten Reste des Gürtels vernichten können, der drei Jahrhunderte lang die kleine Stadt umspannt hatte. Und doch kann er kaum allzu eng gewesen sein. Denn wie lange hat es noch gedauert, ehe vor den Toren wirklich neue Stadtteile zu erwachsen begannen! Die Süd-Anlage ward erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zur Neuen Anlage. Ost-Anlage und die östlich von beiden gelegenen Straßen sind ganz jungen Datums. Ueber die Neustadt hinaus wurde früher überhaupt nicht gebaut, und nur vor dem Walltor und dem Selterstör streckte die Stadt schächterne Fühlhörner aus. Wenn im Interesse künftiger Ausdehnung Wall und Graben selbstverständlich verschwinden mußten, mit der Beseitigung zweifellos malerischer und künstlerischer Bauwerke hätte man es nicht so eilig zu haben brauchen. Aber auch gesetzt den Fall, man hätte damals die erforderliche Einsicht besessen, ganz gewiß wäre die Unterhaltung der Gebäude zur Streitfrage geworden, bis zu deren Austrag sich bei ihnen der in Gießen wohlbekannte Zustand der „Arachenburgen“ entwickeln konnte.

Man riß also weg, was irgendwie im Wege zu sein schien, und nicht nur öffentliche Gebäude. Wie groß die Gefahr für unser stolzes Bürgerhaus, die alte Virshapothek am Markt, gewesen ist, das hat man erst kürzlich in den „Gießener Familienblättern“ (1914 Nr. 27) lesen können. Was uns allein noch so ziemlich — nicht unversehrt — erhalten geblieben ist, sind unsere Straßenzüge. Aber auch sie sind gefährdet. Die „Schaffung von Licht und Luft“ ist in der Deffentlichkeit zu einem verhängnisvollen Schlagwort geworden. Um nicht mißverstanden zu werden, will ich ausdrücklich betonen, daß selbstverständlich die besten gesundheitlichen Verhältnisse geschaffen werden müssen. Aber dabei können wir den Grundcharakter der Straßenanlage nicht ändern, ohne unsere Eigenart zu vernichten. Die aber müssen wir unter allen Umständen erhalten. Breite, gerade Straßen kann jede beliebige Stadt bauen, unsere wundervollen Straßenschnitte sind unser Eigenes. Man vergleiche den älteren Teil des Selterswegs mit dem neueren, etwa von der Wolfengasse an. Welcher der charakterlose von beiden ist, wird jeder sofort herausfinden. Die eigenartige Schönheit unserer Altstadt offenbart sich besonders gut zur Nachtzeit. Ich kenne viele Fremde, denen das aufgefallen ist, und die mit großer Freude diese altertümliche Bauweise genossen haben. Hier ist ein Punkt, an dem eingesezt werden kann, um den Fremdenverkehr zu heben. Man täusche sich nicht: Der moderne Mensch beginnt wieder seine Blicke nach dem Alten, Fraulichen zu richten, das ihm Ruhe und Erholung von der Unrast des Tages verspricht. Da werden altertümliche Städte zu Anziehungspunkten für Durchreisende und für solche, die sich zur Ruhe setzen.

Wenn aber nun doch einmal weggerissen werden muß, dann darf es nicht geschehen, ohne daß man mindestens Gleichwertiges an seine Stelle setzt. Oft kann man die Beobachtung machen, daß einer nur so lange für „Licht und Luft“ schwärmt, bis er selbst ein Geschäftshaus im Inneren der Stadt neu oder umbauen will. Dann kann er seine Stockwerke nicht hoch genug zum Himmel führen, ob er gleich den Nachbar damit erdrückt. Hier sollte jeder lernen, vermeintliche Vorteile nicht auf Kosten des Nachbarn und des ganzen Gemeinwesens zu suchen.

Schauen wir uns jetzt die Stadt genauer an. Was von Alt-Gießen den meisten bekannt ist, ist wenig Ruhmreiches. Kaufhardt, Bahrdt, Crome u. a. bis herab zu Karl Vogt haben uns das Städtchen geschildert als schmugiges sumpfiges Nest, ohne lebendiges Wasser, ohne gute Luft, die angeblich durch die hohen Wälle abgehalten wird. Enge, krumme Gassen voller Unrat. Kleine

häßliche Häuser, davor offene Misthaufen, die ungesunde Dünste verbreiten. Kurz eine Stadt, die auswärts wegen dieser Zustände geradezu verrufen ist. Eine Festung ist Gießen nur dem Namen nach. Mauern und Wälle sind schadhaft. Sie würden auch nichts nützen im Ernstfall, da die anliegenden Höhen eine wirksame Beschichtung erleichtern.

Daß das Leben in einem solchen Nest den einzigen Vorzug der Wohlfeilheit hat, ist kein ausreichender Ersatz für alle diese Mängel.

Das Bild, das uns in diesen Farben gemalt wird, ist zweifellos der Wirklichkeit sehr ähnlich gewesen. Wir haben es ja noch selber erlebt, was man zu gewissen Zeiten an Schmutz hat ertragen müssen; erst der jüngeren Vergangenheit ist es gelungen, den Schmutz, den der sumpfige Untergrund unserer Stadt verursacht, wirksam zu bekämpfen. Auch die Wasserverhältnisse sind erst seit einigen Jahrzehnten einwandfrei gut.

Aber ganz so schlimm, wie es aus all den Stimmen, die Otto Buchner einst zusammengestellt hat, klingt, kann es doch nicht gewesen sein. Es gab doch auch Leute, die gerne in Gießen lebten, denen die Stadt etwas bedeutete, ja, die mit Entzücken von ihr sprachen. Es ist Tatsache, daß Alt-Gießen eine ganze Anzahl Lobredner gefunden hat, die es sogar in Versen besangen. Wenn man allerdings von der Güte der Verse auf die Güte des Objekts schließen wollte, dann wäre es für den Ruhm unserer guten Stadt besser, ich schwiege davon sein still. Dennoch will ich es wagen, auch einmal von denen zu reden, denen es bei uns gefallen hat, und die etwas für Gießens guten Ruf getan haben.

Da ist zunächst der alte Dilich, der, als er noch jung war, im Lande Hessen herumzog und Städte, Städtlein und Burgen mit seinem zierlichen Griffel abkonterferte. Er hat unserer Stadt ein größeres Bild gewidmet, das sich in seiner heffischen Chronica recht malerisch präsentiert. Ein anderes von diesem verschiedenes Bild findet sich in seiner Synopsis descriptionis totius Hassiae vom Jahre 1591.

Auch Abraham S a u r von Frankenberg hat in seinem 1595 erschienenen Theatrum urbium, einem der ersten Reiseführer, Gießen erwähnt. Das Bild, das er begeben wollte, ist aber durch folgendes Distichon ersetzt:

Taliter ostentat praetextas aggere fossas
Giessa, per Hassiacos nobile robur agros.

Also zeigt ihren Wall und rings umfassende Gräben
Gießen, die edelste Burg in den heffischen Gau'n.

Aber er fügt auch hinzu: Ehemals „ist ein Reingraben umhero und, wie man sagt, auf dem Markt so tief gewesen, daß die Wagen bis an die Ären sehn eingegangen“.

Der nächste, der Gießen im Bilde verewigt hat, ist — allen wohlbekannt — M a t t h a e u s M e r i a n. Sein wunderbar klarer und übersichtlicher Stich, der jedoch eine gewisse Nüchternheit nicht entbehrt, zeigt uns die Stadt, wie sie um das Jahr 1650 ausgesehen hat. Die Nüchternheit des Blattes macht es uns um so wertvoller, als wir die historische Glaubwürdigkeit der Einzelheiten an Dilich und anderen (späteren) Bildern leicht nachprüfen können.

Von diesen ist es namentlich das R e u l i n g s c h e Bild, das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sich durch seine treue Zeichnung und klare Farbgebung auszeichnet. Reuling war ein Gießener Maler, der seine Kunst ziemlich handwerksmäßig ausübte und sich mit seiner zahlreichen Familie recht und schlecht durchs Leben schlug.

Als die Festungswerke gefallen waren und Gießen als offene Stadt dalag, hat F. C. R e i n e r m a n n, dessen Aquarelle von Städten der Lahn-, Main- und Rheingegenden durch zahlreiche Städte bekannt geworden sind, um 1820 auch ein Aquarellbild unserer Stadt geschaffen. Das Original ist Eigentum des Stadtarchivs und gegenwärtig in der Universitäts-Bibliothek ausgestellt. Seine zarte Farbenpracht und die Anmut der Zeichnung, die schöne Raumverteilung und die künstlerische Auffassung machen es zu einem hervorragenden Werk des Meisters.

Alle späteren Gesamtansichten sind fast ausschließlich Lithographien, meist unbekannter Herkunft. Das ist um so bedauerlicher, als sich unter ihnen Blätter von großer künstlerischer Schönheit befinden.

In den vorhin erwähnten Autoren gefelt sich noch Sebastian Münster, der in seiner Cosmographia Gießen erwähnt. Aber die erste ausführliche Beschreibung der Stadt, zugleich ein Versuch, die ältere Topographie aufzuhellen, verdanken wir dem Professor Konrad D i e t e r i c h, der im Jahre 1613 zu Unterrichtszwecken seine Institutiones oratoriae drucken ließ und darin als Musterbeispiel der Anlage eines Vortrags die Beschreibung der heimischen Stadt gab. Dieser Aufsatz und seine im Jahre 1771 veröffentlichte Uebersetzung und Erläuterung durch den Wag. K a m b a c h d. J., der Lehrer am Babagogium war, ist die Grundlage unserer Kenntnis des alten Gießen geworden. Namentlich Kambach hat durch die sorgfältige Nachprüfung der Dieterichschen Angaben an der Hand damals noch erkennbarer Spuren und durch ergänzende Mitteilungen über damals noch vorhandene Bauten, Mauern und andere Reste eine Brücke geschlagen zu den Nachforschungen Mitgens und den neuesten Untersuchungen des Freiherrn Schenk zu Schweinsberg, so daß wir über die mittelalterliche Gestalt unserer Stadt heute im großen und ganzen unterrichtet sind. Freilich, über das Aussehen der Bauwerke, die heute verschwunden sind, wissen wir wenig. Das hätten uns nur genaue Zeichnungen erhalten können; die Beschreibungen bieten

dafür nur geringen Erlas. Immerhin sind wir auch dankbar für allgemeine Bemerkungen, die den Charakter der Stadt erläutern.

Nächst Dieterich beschreibt Stephan Ritter aus Grünberg in seiner 1619 erschienenen Cosmographia prosometrica die Stadt. Ihn beschäftigt hauptsächlich die Universität, deren Gründung er in einem längeren Gedicht in lateinischen Hexametern besingt. In der Prosa-Einleitung sagt er:

aedificaque nova professorum maximis sumptibus et exquisito artificio extracta urbis faciem plurimum ornat.

Zu deutsch: „Neue Gebäude der Professoren, mit großen Kosten und ausgeübter Kunst erbaut, schmücken sehr das Aussehen der Stadt.“

Im übrigen drückt er einfach einen Teil der Dieterichschen Beschreibung ab.

Sodann weiß Winkelmann, ein Viehener Kind, vieles zum Lobe der schönen Gebäude in seiner Vaterstadt zu sagen. Er kannte noch die alte Burg hinter der Stadtkirche, diese selbst, die kurz vorher erheblich erweitert worden war; das damals noch neue Kollegienhaus am Brand; das städtische Zeughaus; die kunstreiche Rossmühle auf dem Brand und vor allem die Färbungswerke, die vor nicht langer Zeit erst Landgraf Georg II. bedeutend verbessert hatte. Auch die Friedhofskapelle erwähnt er, und in und außer dem Haus viele schöne Adelticher und Gelahrter Epitaphia und Grabchriften.

Damit will ich genug von den Schilderern Viehens geredet haben und mich zu den „Dichtern“ wenden.

Der erste, der Viehen besang, war natürlich ein Vokalpatriot, ein Einheimischer. Er hieß Johannes Hartmann Langsdorff und besuchte die Schule in Weplar. Beim Herbstexamen 1713 trug er ein selbstverfaßtes lateinisches Lobgedicht auf seine Vaterstadt vor, beiläufig neun Quartetten Hexameter. Da zählt er nun alle Schönheiten auf. Vom Kollegiengebäude sagt er:

Huic adstructa vides Collegia Pi Ludovici
Quæis Palmam dat sponte sua Germania tota,
Regia enim structura ornamentoque relucet.

Zu deutsch: Diesem (Schloß) siehst Du angebaut des frommen Ludwig Kollegienhaus, dem freiwillig ganz Deutschland die Palme reicht, denn königlichen Bau und Schmuck strahlt es zurüd.

Von den Häusern der Stadt:

Nec non per cives domibus decorata*) politis

(Und auch von den Bürgern ist die Stadt mit geschmackvollen Häusern gezieret worden.)

Von der schönen Lage:

Nullus in orbe locus Giessæ præluceat amoena.

(Auf dem ganzen Erdkreis überstrahlt kein Ort das liebliche Viehen.)

Sein Hymnus gipfelt schließlich in den begeistertsten Worten:

Paucis: Patria Giessæ est urbs dignissima laude.

(Kurz: Viehen ist die des Ruhmes würdige Stadt.) Weitere Proben will ich mir ersparen.

*) scil. urbs.

(Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

DBK. Er saß. „Niemand ist unersetzlich“, heißt es, wenn einer stirbt. Und über eine Weile ist er auch ersetzt. Das ist ganz in Ordnung so. Immerhin, er mußte vorher sterben, daß man ihn ersetzte. Die Dinge aber, welche uns umgeben, und mit welchen wir gut Freund sind, die werden vorher schon ersetzt. Bei ihnen wird nicht lange gewartet, bis sie auch gestorben sind. Nach wie vor sind sie bereit, uns gern zu dienen. Aber da schlägt ihnen eines Tages die Hausfrau die Türe vor der Nase zu: „Was? Butter? Ich brauche keine Butter mehr — ich nehme von jetzt ab Buttererfas.“
„Was Kaffee? Ich brauche keinen Kaffee mehr — ich nehme jetzt Kaffee-Erfas.“ — „Vanille? Fort damit, ich nehme Vanillin.“ — „Geht nur weiter, Eier — ich nehme jetzt ein Eiweißpräparat.“ — Bald wird es in der Küche nichts mehr geben, was nicht ersetzt wird. Ich bin sicher, wir werden eines Tages Kunstsemmeln zum Frühstück vorgefetzt bekommen. Und wie lange wird es dauern, dann regiert die Kunstmilch! Kunstzucker, glaube ich, ist auch schon unterwegs. Kunststrindfleisch schwimmt ja schon seit langem als Extrakt in unsern Suppen. Aus Tuben, wie sie früher nur die Maler brauchten, preßt man heute schon die sonderbarsten Würste, will sagen Präparate, auf die Butterbrote: Kunstmayonnaise, Kunstanchovisnassa, Kunstardellenbutter — auch eine Art „Ausdruckskultur“ unserer Zeit. — Ja, ja, die Hausfrau, sagt ihr. Mit Verlaub, die Hausfrau hat nicht angefangen mit Ersetzen. Die Männer haben es ihr vorgemacht. Oder waren es nicht Männer, welche erstmals Marmor durch den Gips ersetzten? Und weil Gips doch immer noch natürlich ist, nach Gips den Kunstgips brachten. Und waren es nicht wieder Männer, welche Kunststein fabrizierten, Kunstmarmor auf dem Baumarkt warfen und unseren Waschtisch, der aus gutem, echtem Holz war, mit gestrichenen Marmoradern fürchterlich verhu — ich bitte um Entschuldigung: veredelten, natürlich! — Umwertung aller Werte hat einmal ein Großer als die Forderung der Zukunft hingestellt. Und das Echo, welches seine Stimme in den Massen wachrief, hieß: Erfas. Keulich bin ich ordentlich

erschrocken, als ich in der Zeitung lesen mußte: „Erfas Barbarossa“. Um Gottes willen, dachte ich, jetzt greift der Herr Erfas auch schon in die Vergangenheit, und nun klemmeln sie am Ende auch den alten Barbarossa um! Aber nein, es handelte sich nur um ein Panzerschiff. Dann hörte ich von einem, welcher eine Nacht erfas. Die hieß er „Freundschaft“. Das war schön von ihm. Aber als die Freundschaft nicht mehr recht modern war, kaufte er sich eine neue Nacht, die nannte er „Erfas Freundschaft“. Spah, sagt ihr, es ist ja nur ein Schiff. Ich wollte schon, ihr hättet recht. Aber ich fürchte, daß „Erfas Freundschaft“ mehr als ein Schiff ist, und daß die „Erfas Begeisterung“ und die „Erfas Liebe“ ihr auf dem Fuße folgen wird.

Seine Angst. Im Cafe werden unheimliche Geschichten von Fällen von Schwindel und Starckampy erzählt. Einer berichtet, er habe eine Dame gekannt, die man für tot hielt und die dann während der Tolenerier in der Kirche durch die Gesänge erweckt sei. Einen Augenblick entsetzt ein bekommenes Schweigen; dann hört man durch die Stille einen der Anwesenden selbstvergessen vor sich hinmurmeln: „Wenn meine Schwiegermutter stirbt, lasse ich eine „Mille Messe“ lesen.“

Ausgezahlt. Ein Millionär wollte nichts von der Heidenmission wissen. Als nun am Sonntag in der Kirche die Kollekte zum Besten der Mission umgeht und der Kirchendiener auch zu ihm kommt, schüttelt der Millionär den Kopf. „Ich gebe nie etwas für die Mission“, flüstert er. „Dann nehmen Sie sich etwas aus dem Beutel, Herr.“ Flüstert der Kirchendiener zurück und reicht ihm den Beutel hin. „Das Geld ist ja für die Heiden!“

Büchertisch.

Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn, enthält in der Nr. 16 ihres zehnten Jahrgangs: Das erotische Problem bei Heinrich Mann. Von F. M. Smebner; Scheiterhaufen. Von S. J.; Die beiden Höflichen. Von Kurt Tucholsky; Christian Morgenstern. Von Julius Bab; Briefe von Wilhelm Busch; Notre Dame. Von Paul Stefan; Das Dresner Altbretttheater; Scharlach. Von Alfred Volgar; Antworten; Nicht! Noch nicht! Von Theobald Tiger; Büch-Briefe. Von Peter Panter; Aus der Praxis. — Die Schaubühne kostet 40 Pfg. die Einzelnummer, 3,50 Mk. vierteljährlich, 12 Mk. jährlich. Probenummern gratis und franco durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie durch den Verlag der Schaubühne, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Der Verlag ist auch bereit, neuen Interessenten auf Wunsch die Schaubühne einen Monat lang zur Probe gratis und franco zu liefern.

Peter Kosegger, Gesammelte Werke. Vom Verfasser neubearbeitet und neuangeordnete Ausgabe. 40 Bände in vier Abteilungen zu je zehn Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden 2,50 Mk. (3 Kronen), in Halbpergament 4.— Mk. (4,80 Kronen). Einzelne Bände werden nicht gefächert. Verlag von E. Staackmann in Leipzig. Soeben erschien von der zweiten Abteilung Band 11: Waldheimat I (Das Waldbauernbüchel). Die sorben zur Ausgabe gelangende zweite Abteilung der mit so großem Beifall aufgenommenen Neuansgabe der Kosegger'schen Werke eröffnet der erste Band des Hauptwerkes des Dichters „Die Waldheimat“. Diese in der Literatur aller Zeiten und Völker wohl einzig dastehende Sammlung, die in allen bisherigen Ausgaben nur zwei Bände umfaßte, hat der Dichter hier erstmalig auf vier Bände erweitert. Der vorliegende erste Band bringt den ersten Teil der Erinnerungen aus der Jugendzeit: Das Waldbauernbüchel. Peter Kosegger erzählt hier von seinem Werden und Wachsen. Von den Auen, auf denen der Waldbauernbusch die Schafe geweidet, von den Feldern, über die er den Pflug geleitet, von der Arbeit seines Vaters und der Sorge seiner Mutter, von dem Kummer und den Lasten des Tages. Lachenden Frieden bringt diese „Waldheimat“, umwooben vom grünen, heiligen Schleier des Waldes.

Gleichklang-Charade.

Das Erste lockt als mächtigster Mag et,
Ob reich, ob arm, ein jeder möcht' es haben.
Manch' wackre Schar darnach ins Unland geht,
Die Zwei und Drei sich dort nur selbst zu graben.

Toch wenn das Glück den Zwei-Drei einmal wies
Auf rechten Bahnen zu des Ersten Glanz,
Wer zentnerschwer das fremde Land verließ:
Der hat sein Ziel erreicht, der war das Ganze.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

E B E R S
E A R T
E R Z
R T
S